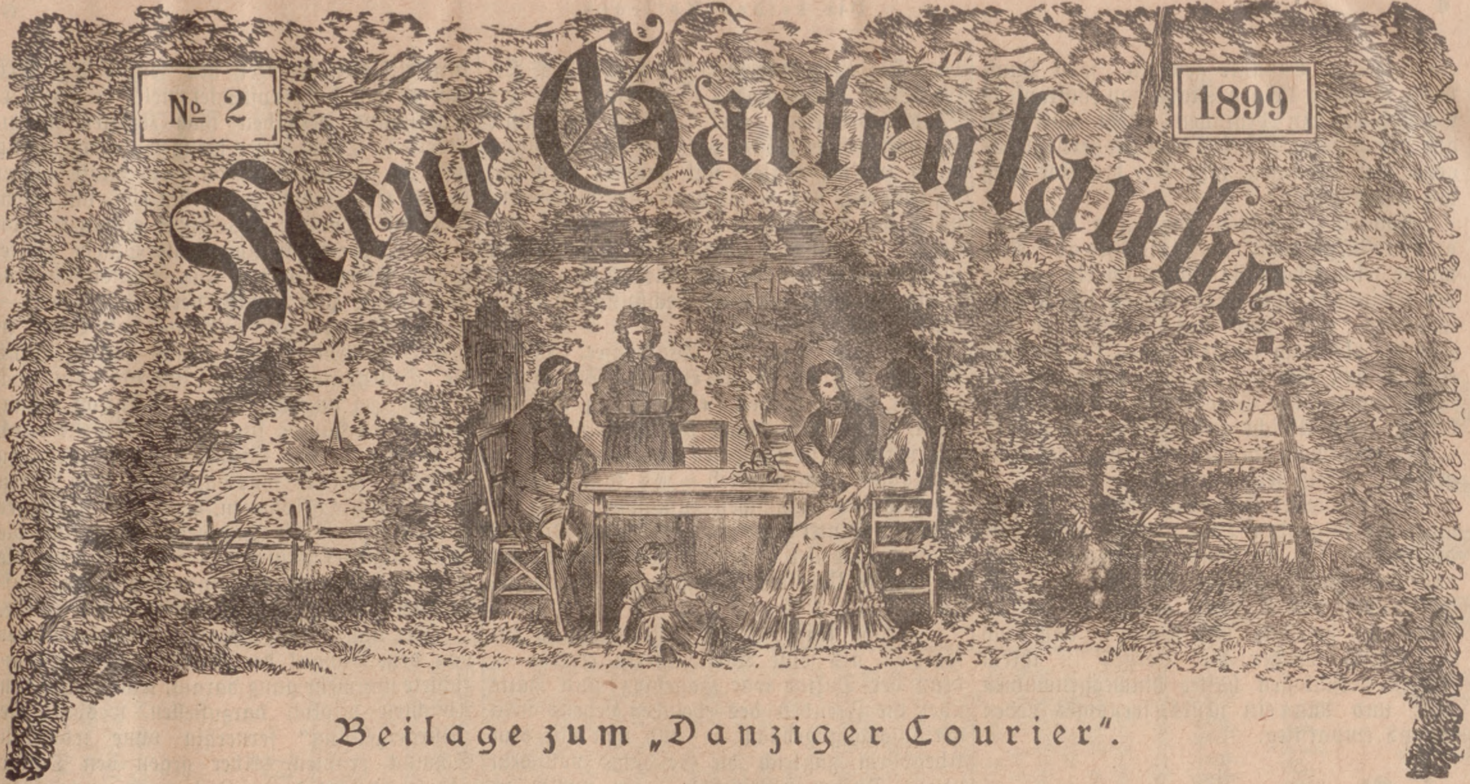
№ 2 Neue Gartenlaube. 1899



Beilage zum „Danziger Courier".

Die beiden Kollegen.

Roman aus den vierziger Jahren von Hermann Heinrich.

(Fortsetzung.) [2]

Das „gerichtlicher Verkauf" war Gustav wie ein Stich durchs Herz gegangen.

„Mutter, das darf nicht geschehen — niemals!" rief er erschrocken. „Dieses Eigentum, wo jeder Baum und Strauch, jede Einrichtung von der Sorge und Liebe unsres Vaters redet, darf niemals in fremde Hände kommen! Und was sollte aus Dir und Lisbeth werden, wenn Ihr von hier hinweggestoßen würdet?"

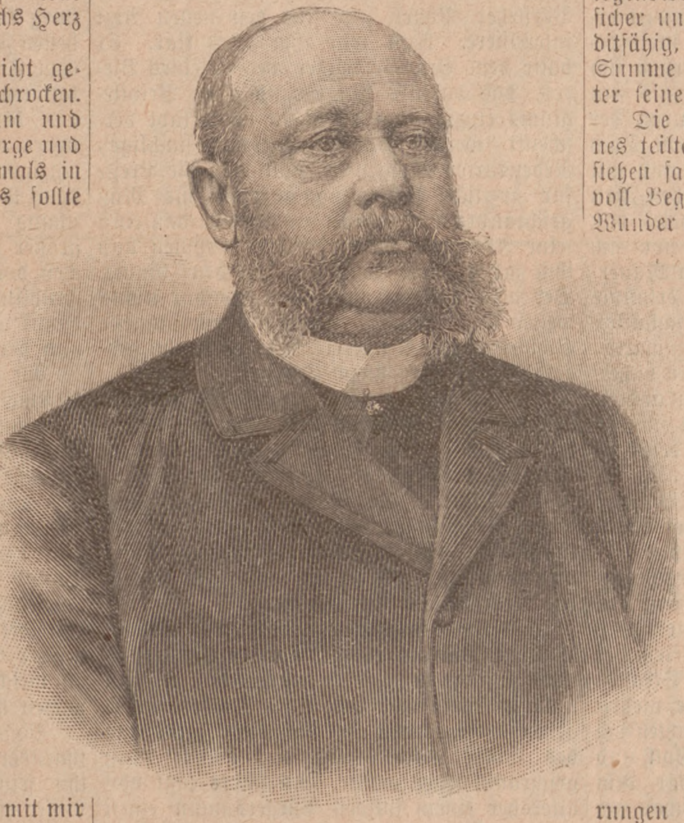
„Das ist noch nicht das schlimmste!" sagte die Mutter. „Wir würden schon noch ein Obdach finden; wer giebt aber dann den Freunden unsrer Familie, die unserm Vater im Vertrauen auf seine Redlichkeit die sauer erworbenen Sparpfennige geliehen haben, das Ihrige zurück? Sie müßten ihr Geld verlieren."

„Und der ehrliche Name meines Vaters," rief Gustav schmerzlich bewegt. Er sah einen Augenblick regungslos zum Fenster hinaus. Dann wendete er sich wieder zur Mutter, und das Feuer edler Begeisterung leuchtete aus seinen Augen.

„Mutter, ich werde das Geld schaffen!" rief er hoffnungsfroh. „So lange hast Du Dein Weniges mit mir geteilt, um meine innigsten Wünsche erfüllen zu helfen. Jetzt laß mich zeigen, daß dieses Kapital gut angelegt ist. Ich will meine Wissenschaft in Gold umsetzen."

Eilige, wuchtige Schritte auf dem Hausflur machten Mutter und Sohn aufmerksam. Es wurde hastig an die Thür geklopft und gleich darauf trat der Vormund, der Schmied, ein. Es war eine große, feste Gestalt, der die Ehrlichkeit und Menschenliebe auf dem Gesicht geschrieben stand. Lisbeth hatte ihn von Gustavs Ankunft benachrichtigt, worauf er Hammer und Feile hatte liegen lassen, um den Sohn seines Freundes zu begrüßen.

So, noch mit den schwarzen Spuren des Handwerks im Gesicht, stand er jetzt vor demselben, ihm die Hände drückend und seine Freude in herzlichen, doch einfachen Worten äußernd. So heitere, freudeglänzende Gesichter hatte das Stüblein der Mutter lange nicht gesehen.



Friedrich August Büttner †.

Und nun setzten sie sich hin, und das Erzählen begann von vorn. Wieder kam die Not der Mutter zur Sprache, und wieder erklärte Gustav, daß er helfen wolle und könne. „Ich bilde mir nicht ein," fügte er hinzu, „daß ich bis Michaelis, also in einem halben Jahre, eine so bedeutende Summe verdienen könne. Aber ich weiß, daß ich mir irgendwo eine Existenz schaffen werde — so sicher und einträglich, so angesehen und kreditfähig, daß ein jeder Kapitalist die nötige Summe gern leihen wird. Also darum weiter keine Sorge!"

Die freudige Gewißheit des jungen Mannes teilte sich den Hörern mit. Wie sie ihn stehen sahen, schlank und schön, gesund und voll Begeisterung, so hätte es ja mit einem Wunder zugehen müssen, wenn ihm nicht alle Welt freundlich entgegengekommen wäre.

„Dazu kann ich raten," sagte jetzt bedächtig der Vormund. „Ich bin gestern von einer Reise zurückgekehrt, auf der ich zufällig einen Jugendfreund von mir, den Brauereibesitzer Böckel in Waldensee, traf. — Wir sprachen von allem, was uns auf dem Herzen lag, und dabei erzählte ich auch von Dir, Gustav, und daß Du Dein Studium beendet hättest. Da meinte er, daß in seiner Heimat recht gut noch ein zweiter Arzt bestehen könnte. Waldensee ist ein freundliches Städtchen von etwa fünftausend Einwohnern, in dem es sich gut und billig lebt. Der Arzt, der dort seit dreißig Jahren ansässig, ist alt und gebrechlich, so daß er den Anforderungen des Städtchens, zu dem auch noch große Landgemeinden und ein königliches Eisenhüttenwerk gehören, nicht mehr gerecht werden kann. — Auch ist er bei der Bürgerschaft wenig beliebt. So sagte mir mein Freund. Mir scheint die Sache nicht übel, und ich möchte Dir wohl raten, daß Du es einmal versuchst und Dich um nähere Auskunft an den Bürgermeister der Stadt wendest."

Noch vor wenigen Tagen wäre es Gustav

ein thörichter Gedanke gewesen, seine Laufbahn in einer kleinen Stadt von fünftausend Einwohnern zu beginnen. Jetzt aber, da alle persönlichen Wünsche dem größern Zwecke gegenüber schwiegen, ergriff er den Vorschlag mit Begeisterung.

Noch an demselben Tage ging der Brief an den Bürgermeister in Waldensee ab. Nun wurde seine Phantasie nicht müde, das Leben der Kleinstadt mit allen Reizen sich auszuschmücken, und hoch auf jauchzte er vor Freude, als nach einigen Tagen der Bescheid eintraf, daß ihm der Bürgermeister von seinem unparteiischen Standpunkt aus nur raten könne, seine Absicht auszuführen, und daß er der wohlwollenden Unterstützung der Bürgerschaft gewiß sein dürfe.

In freudigster Hoffnung verlebte die Familie die folgenden Tage. Nun erst fühlte die Mutter sich im stande, die Freuden des nahenden Frühlings zu genießen, und als die Glocken das Osterfest einläuteten — da fühlte sie dankbar und beglückt, daß auch der Stein, welcher die Sorgen in ihrem Herzen verschlossen hatte, hinweggenommen war, und daß ein neues, freudiges Leben daraus emporstieg.

II.

In einem Winkel Deutschlands liegt klein und unbedeutend das Städtchen Waldensee. Wie aber der allezeit rege Lokalpatriotismus stets seine Gründe findet, so wußten die bescheidenen Einnahmen des Städtchens mancherlei anzuführen, was dem kleinen Gemeinwesen zur Ehre gereichte. Da war es zunächst der große, waldumkränzte See, der sich im Süden der Stadt fast meilenweit erstreckte und dessen Fische weit und breit bekannt und beliebt waren. Dazu erhob sich über die meist niedrigen Häuser als ein massiges Viereck der alte Festungsturm, der mit seinen Schießscharten unter dem Dach fast feindlich ins Land hinauslugte und mit seinem spitzen Türmchen auf dem hohen First dem nahenden Fremdling verkündete, daß er die Reste einer alten Festung vor sich habe. Wie harmlos aber diese alten Mauerwerke in der Gegenwart waren, erkannte man aus weiter Ferne schon an der schlanken Tanne, die sich vor einer der Schießscharten auf stolzer Höhe wiegte, und kam man näher, so sah man wohl einen oder den andern Krämer des Orts, wie er aus den finstern Gewölben schwere Tonnen rollte, denn sie benutzten die Räume als Lagerort für ihr friedliches Gewerbe. Aber auf den Basteien lärmten Scharen von Knaben aus der Stadt und Umgegend im muntern Kriegsspiel.

Auf diese Reste historischer Vergangenheit waren die Bürger stolz, so daß sie, wenn sie hinaufsahen nach dem Turm und der Tanne, des Schmutzes nicht achteten, der die zum Teil noch ungepflasterten Straßen bedeckte, und dann gingen sie in ihre niedrigen, schmucklosen Häuschen und schätzten sich glücklich und dankten dem lieben Gott und dem Herrn Bürgermeister, und zwar dem lieben Gott, weil er die Welt so schön gemacht, und dem Herrn Bürgermeister, weil er alles beim alten ließ, der Stadt keine Unkosten bereitete und dazu ein freundlicher, lieber Herr war.

Um so größer war aber jetzt die Aufregung im Städtchen, als sich die Kunde vom neuen Doktor vom Rathause aus in der Stadt verbreitete. Der Bürgermeister, bemüht, das Wohl des Städtchens auf jede kostenfreie Weise zu fördern, hatte die Angelegenheit den Stadtverordneten in vertraulicher Besprechung vorgetragen. Der Vorsteher der Stadtverordneten, der bereits genannte Brauereibesitzer Böckel, hatte die Niederlassung eines zweiten Arztes mit hundert Gründen befürwortet, und so sah denn alles mit Spannung der Ankunft des neuen Doktors entgegen. Wenn man aber meinte, daß derselbe in Waldensee sein leichtes Auskommen finden werde, so hatte man die Rechnung ohne den alten Doktor gemacht.

Der alte Arzt von Waldensee, Doktor Richter, saß an seinem eichenen Schreibtisch bei der angenehmsten Beschäftigung von der Welt, indem er nämlich die Vierteljahrsrechnungen für seine Patienten aus seinem großen Kontobuch herausschrieb. Es kam diesmal ein hübsches Sümmchen zusammen, denn der naßkalte Winter hatte zu Gunsten des Doktors fleißig gearbeitet und die Bürgerfamilien mit mancherlei Uebeln reichlich und täglich geplagt.

Gerade kniffte er die letzte Rechnung zusammen, als seine Wirtschafterin eintrat — denn der Doktor war Hagestolz und hatte über die Freuden des ehelichen Lebens stets geringschätzig gedacht — und ihm mit dem Abendbrot zugleich die Geschichte von dem neuen Doktor überbrachte. Er wollte es anfangs nicht glauben. Als ihm aber die Wirtschafterin sagte, das man in der ganzen Stadt davon rede, ließ er alles stehen und liegen, griff nach dem Hut und eilte hinweg.

Nach einer Stunde kam er zurück. Der Bürgermeister hatte ihm die Nachricht bestätigt und ihm zugleich gesagt, daß sich das Stadtverordneten-Kollegium, insbesondere der Vorsteher Böckel sehr für den neuen Arzt interessiere. Nun war ihm alles klar. Er hatte dem Brauereibesitzer wegen seines Bieres, das damals auf Grund alten Privilegiums einzig und allein in der Stadt verschenkt werden durfte, oft mit stachligen Redensarten nachgestellt, auch ihm die Preise für ärztliche Bedienung aufs höchste Maß geschraubt, ohne daran zu denken, daß einst seine Alleinherrschaft ein Ende nehmen und ihm alles Böse vergolten werden könnte. Der neue Doktor aber war offenbar nichts weiter als so eine Quittung für empfangene Schläge. Der Brauereibesitzer hatte ihn hergelockt, das war unzweifelhaft.

Doktor Richter ging längere Zeit sinnend auf und ab. Plötzlich kam ihm ein rettender Gedanke. Mit ruhigem, doch spöttischem Lächeln verschloß er sämtliche Rechnungen in sein Pult. „So,“ sagte er dabei, „mit diesen Rechnungen habe ich die ganze zahlungsfähige Bürgerschaft unter meinem Bann und nicht eher will ich ihn aufheben, als bis der Nebenbuhler beseitigt ist.“

Als die Bürgerschaft von diesem Schachzug des Doktors erfuhr, war die Bestürzung nicht gering, denn jeder wußte, daß er nun nicht in das Lager des neuen Doktors übergehen dürfe, wenn er nicht die Forderung des Doktor Richter auf das höchste Maß geschraubt sehen wollte, und nichts jagt von altersher einem soliden Bürgersmann einen größern Schreck ein, als eine hohe Doktorrechnung.

Aber Doktor Richter hatte noch einen zweiten Feind.

In der Stadt erschien alle Woche einmal — am Sonnabend — ein Blättchen, welches den stolzen Namen „Bürgerzeitung“ führte, und dessen Herausgeber der Buchdruckereibesitzer Kämpe war. Dieser, von Natur ein grundgutmütiger Mensch, war von den politischen Freiheitsideen der Zeit so begeistert, daß er sich für verpflichtet hielt, an der Verwirklichung derselben nach Kräften mitzuarbeiten. Dieser seiner heiligen Ueberzeugung war es zuzuschreiben, daß sein Blatt, als er es vor zehn Jahren ins Leben rief, mit einem Titelbild schmückte, das zwei gekreuzte, von einem Lorberkranz umrahmte Spieße zeigte. Diese Spieße sollten die immerwährende Bereitschaft zum Kampf versinnbildlichen — Doktor Richter aber nannte das Blatt in arger Bosheit wegen dieses Wahrzeichens die „Spießbürgerzeitung“, und als dann noch die Polizei an dem Sinnbild Anstoß nahm, so hielt es Kämpe für gut, die Spieße durch einen Schild, das Sinnbild der Abwehr, zu ersetzen. Aber er war damit aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn Doktor Richter nannte das Blatt nunmehr beharrlich die „Schildbürgerzeitung“, eine Bezeichnung, die unter den zu Scherz und Spott gern aufgelegten Bürgern schnell volkstümlich wurde.

Der unglückliche Herausgeber, also schwer von dem Undank der Menschen verletzt, verzichtete nunmehr ganz darauf, seine politischen Absichten bildlich darzustellen, weshalb die „Bürgerzeitung“ fernerhin ohne jedweden Schmuck erschien. Aber gegen den Doktor nährte er seit dieser Zeit einen grimmigen Haß, und wenn er die Jahre her über Tyrannentücke und Bosheit schrieb, so konnte man gewiß sein, daß er dabei an keinen andern dachte, als an den Doktor.

Als der Druckereibesitzer Kämpe von dem neuen Doktor hörte, rüstete er sich zu einer großen That.

Unter diesen Zeichen hielt Gustav Treuenburg in Waldensee seinen Einzug. — Am hellen Frühlingsnachmittag des Freitags nach dem Fest schmetterte das Posthorn seine bekannten Melodien über den Marktplatz, und als der Wagen vor dem alten Posthause neben der Apotheke hielt, stieg Gustav als einziger Passagier heraus. Er sah sich auf dem Marktplatz um. Ein Zug von Enttäuschung ging über sein Gesicht, denn etwas größer und reicher hatte er sich das Städtchen doch vorgestellt. Es war, als ob die Frühlingssonne nur deshalb so hell leuchtete, damit er die Armut des Ortes recht klar und deutlich erkennen solle.

An der Thür des Posthauses stand der Postmeister.

Gustav stellte sich ihm vor und bat um Auskunft über einen guten Gasthof. Der Postmeister winkte einen Jungen zu sich heran, der aus der Entfernung müßig zuschaute, und beauftragte ihn, den Herrn Doktor zu führen und seinen Koffer zu tragen. So kam Gustav nach dem „Braunen Bären“.

Nachdem er sich etwas erholt und sauber gekleidet hatte, ging er zu dem Brauereibesitzer Böckel, dem Freunde des Vormunds, an welchen ihn dieser vor allen Dingen gewiesen hatte.

Böckel hieß den jungen Arzt mit wohlthuender Herzlichkeit willkommen und stellte ihn seiner Frau vor, die ihn sofort zum Kaffee einladete. — Es war eine trauliche Stunde, die Gustav bei diesen guten Menschen zubrachte. Die biedern Gesichter des Ehepaars, der behagliche Wohlstand, der ihn hier umgab, das alles machte auf Gustav einen freundlichen Eindruck, daß er darüber ganz das armselige Aussehen der Stadt vergaß. Böckel und seine Frau hinwiederum bemerkten mit Genugthuung, daß der neue Doktor ein kluger und schöner Mann war, und vermeinten deshalb mit Bestimmtheit.

daß es ihm an Freunden und Patienten in der Stadt nicht fehlen werde. Im Laufe des Gesprächs versäumte Böckel auch nicht, den Doktor mit den Verhältnissen der Stadt bekannt zu machen und ihm in schonender Weise die feindselige Gesinnung des alten Kollegen zu kennzeichnen.

„Aber, mein lieber Herr Doktor,“ schloß er seine Mitteilungen, „verzagen Sie deshalb nicht! Das Wohlwollen der ganzen Bürgerschaft ist Ihnen gewiß, und zuletzt, das wissen wir, muß ein fröhlicher Mut und die gute Sache doch den Sieg behalten.“

Der Brauereibesitzer hatte sich schon im stillen nach einer Wohnung für den Doktor umgesehen. Dieselbe lag im zweiten Stock eines der wenigen zweistöckigen Häuser am Markt, welches einem Kaufmann gehörte, der sich gern bereit erklärt hatte, für die weitern Bedürfnisse des Mieters, nötigenfalls auch für die Beköstigung Sorge zu tragen. Zu diesem wurde jetzt Gustav von dem Brauereibesitzer geführt. Er fand die Wohnung, aus einem großen und einem kleinen Zimmer bestehend, freundlich und preiswert und nahm dankbar das Anerbieten des Wirts an, ihm zur Ausstattung des kleinern Zimmers einige alte Möbel zu leihen. Das große Zimmer allerdings mußte er sich selber ausstatten. Zu diesem Zweck besuchte er sogleich einen Tischler, bei dem er die nötigen Sachen bestellte.

So saß er denn am Abend seines Einzugstages in dem kleinen, dürftig ausgestatteten Stübchen und überdachte mit sorgendem Herzen seine Lage. Es war ihm klar, daß er dem alten Kollegen gegenüber einen schweren Stand haben würde. Er war darauf angewiesen, sofort Geld zu verdienen. Statt dessen erwuchsen ihm gleich im Anfang bedeutende Ausgaben. Es wollte ihm fast bange werden, wenn er an sein Mütterchen in der Heimat dachte und an die Aufgabe, die er in einem halben Jahr lösen mußte, wenn die Seinigen nicht der größten Not verfallen sollten.

Er trat zum Fenster und sah hinab. Aber nicht der Lichterglanz strahlte ihm entgegen, an den er von der Hauptstadt gewöhnt war. Müde und matt brannten die Oellampen hin und wieder, als ob sie ihr Dasein kaum zu fristen vermöchten.

Es war am Mittag des nächsten Tages, als dem Doktor Richter von seiner Wirtschafterin das neuste Exemplar der Bürgerzeitung vorgelegt wurde.

„Es soll etwas darin stehen, was Sie angeht,“ sagte sie dazu. Der Doktor durchflog hastig die Seiten und hatte die angedeutete Stelle bald gefunden.

Auf der letzten Seite des Blattes stand ein Artikel unter der Ueberschrift: „Städtischer Sprechsaal.“ Darin war zu lesen, daß der neue Doktor seinen Einzug bereits gehalten habe.

Ganz still wie der Frühling sei er gekommen, um den Kampf mit dem Winter aufzunehmen, dem eisigen Tyrannen, der schon zu lange die Einwohnerschaft der Stadt geknechtet habe. Möge dieser nun auch vor Wut schnauben und alle seine Verbündeten, als da seien: Härte, Herrschsucht und Hinterlist, gegen den jungen Ankömmling ins Feld führen, seine Tage seien doch gezählt, denn alles, was ein redliches Gemüt und freiheitlichen Sinn habe, jauchze dem jungen Frühling, dem Erlöser von hartem Joch und schweren Leiden, froh entgegen, und bald werde der Tyrann abziehen nach dem fernen Grönland im Eismeer.

Der Doktor warf das Blatt verächtlich beiseite.

„Das also sind die Waffen, mit denen mein Gegner ficht,“ murmelte er. „Es ist schändlich! Aber es giebt Leute genug, die daran Gefallen finden. Die Phrase hat auf die Menge stets einen großen Einfluß geübt. Mehr als einer wird schadenfroh lachen über den Schimpf, den mir dieser verschrobene Mensch, der Drucker, in Verbindung mit meinem Gegner anthut.“

(Forts. folgt.)



Bornholmer Fischer.

Die beiden Veteranen der See, welche jahrelang schon in seltener Eintracht ihrem oft mühsamen und gefahrvollen Gewerbe obliegen, sind trotz ihres nur geringen Besitzes hochachtbare, ehrenwerte Männer. Tagein, tagaus liegen sie im Kampfe mit den Elementen und haben doch trotz ihrer Jahre sich niemals „unterkriegen“ lassen. In gleichmäßigem, ruhigem Schlage bewegen sie ihre Ruder, unbekümmert um die Wellen, die sich an ihrem Boote brechen und sie selbst mit einem salzigen Regen überstäuben. Der treffliche Künstler, Hans Unger, hat den gleichmütigen Ernst der alten Seebären vortrefflich zum Ausdruck gebracht und ein Bildchen geschaffen, das sich auch eine eingefleischte Landratte mit Behagen betrachten wird.

Für Küche und Haus.

Sauerkraut, welches zu verderben droht, indem sich die Oberfläche mit Schimmel überzieht, der sich immer wieder erneuert und einen schlechten Geschmack verursacht, kann man dadurch vor dem Verderben schützen, daß man auf die obenaufstehende Flüssigkeit langsam etwas Branntwein gießt und dies jedesmal wiederholt, wenn Sauerkraut aus dem Faß genommen wird. In der Regel genügt es aber, wenn dies drei- bis viermal geschieht, und nimmt der Sauerkohl dadurch einen angenehmen, weinsauren Geschmack an.

Bleistift- und Tuschzeichnungen zu schützen. Dieselben schützt man dadurch vor dem Verwischen, indem man sie mit Kollodium (wie solches die Photographen gebrauchen) überzieht und dem 2 Procent Stearin von einer guten Stearinkerze zusetzt. Man legt dann die Zeichnung auf eine Glastafel oder ein Brett und übergießt sie mit dem Kollodium gerade so, wie der Photograph seine Platten übergießt. Nach 10—20 Minuten ist die Zeichnung trocken und vollständig weiß, hat einen matten Glanz und ist so gut hergerichtet, daß man dieselbe mit Wasser abwaschen kann, ohne befürchten zu müssen, sie dadurch zu verderben.

Zu unsern Bildern.

Friedrich August Büttner (Seite 5). In der Mitte des Septembermonds schloß ein unerwarteter Tod das Leben des Mannes ab, der in rastloser Thätigkeit den Unglücklichen, welchen das Licht der Welt verschlossen geblieben, ein wahrhafter Helfer und Vater war. Als Direktor der Landesblindenanstalten des Königreichs Sachsen richtete Büttner in allererster Linie sein Streben darauf, die Blinden zu befähigen, nach ihrer Entlassung aus seiner Anstalt selbständig einen Erwerb ausüben zu können. Seine Bemühungen hatten oft einen außerordentlichen Erfolg und vermochten viele Blinde, als Seiler, Korbmacher usw. eine bürgerliche Selbständigkeit anzubahnen. Die Liebe und innige Verehrung seiner Pflegebefohlenen wird mit seinem Dahinscheiden nicht entschwinden und in der Geschichte der Blindenfürsorge, bleibt ihm ein Ehrenplatz gesichert für alle Zeiten.

Ernst und Scherz.

Wann schmecken die Fische am besten? Fast jeder der für uns in Betracht kommenden Fische hat eine andre Laichzeit, während welcher Geschmack und Gewicht wesentlich andre, das heißt geringer als vordem sind. Nach den Aufzeichnungen einer in der Sportswelt bekannten Autorität auf dem Gebiete des Fischfanges sollen Lachse in den Monaten März bis September, Forellen vom April bis September, Karpfen in den Monaten Januar bis März und August bis Dezember, zur gleichen Zeit Schleie und Barse gegessen werden. Hechte schmecken am besten in der Zeit vom Juni bis in den Januar, Zander im Januar bis März und August bis Dezember, ebenso die Aeschen, während in den übrigen Monaten der Fisch, vom Laichgeschäft geschwächt, ein blasses, trockenes und ungesundes Fleisch besitzt. Der besonders in neuerer Zeit für große Städte geschaffenen Möglichkeit, gute Fische auf weite Strecken zu versenden und hierdurch das Material für die Küche zu ergänzen und vermehren zu können, steht vielfach das falsche Vorurteil entgegen, daß Flußfische stets noch lebend für den Küchenbedarf eingekauft werden müßten. Und dies mit Unrecht. Niemand wird in Abrede stellen, daß ein Fisch, der ein bis zwei Stunden, nachdem er gefangen, getötet und versendet worden ist, besser schmeckt, als ein Fisch, der tagelang im Fischkasten aufbewahrt wurde, wobei er nicht nur an Geschmack, sondern auch an Gewicht verliert. Allerdings kaufen die Hausfrauen auch aus dem Grunde nicht gern tote Fische, weil sie dann keine Gewißheit haben, ob die Tiere etwa schon vor dem Aufschneiden tot waren; ein geübtes Auge wird sich jedoch bald auskennen.

Zu ehrlich. Zwei Börsenleute unterhalten sich über das Zusammenbrechen eines bedeutenden Hauses, und der in die Verhältnisse besser Eingeweihte bestätigt, daß der Besitzer des bankerotten Geschäfts den Konkurs nur deshalb angemeldet habe, um allen seinen Gläubigern gleichmäßig gerecht werden zu können. — „Wieviel Procent wird er denn etwa geben?“ fragt besorgt der andre, bei der Sache selber beteiligte Kaufmann. — „O, die Verluste werden nur unbedeutend sein; auf den Empfang von fünfundsiebzig Procent können sie sicher rechnen.“ — „Was?“ ruft jener ganz erstaunt; „fünfundsiebzig Procent giebt er und da will er von Bankerott reden? Soviel zahle ich ja kaum, wenn ich gar nicht pleite bin!“

Sittliche Entrüstung. Sie: „Merkwürdig, das Berliner Haus schickt uns für 500 Mark Waren auf Kredit! Die Leute müssen sich, wie es scheint, gar nicht über uns erkundigt haben!“ Er: „Werde deshalb auch nichts bezahlen. Solch ein Leichtsinn muß bestraft werden!“

Angenehme Steigerung.



Er: „Früher schriebst Du in Deinen Briefen immer „liebster Fritz“, jetzt nur noch „Liebster“; wie kommt das?“

Sie: „Damals warst Du mir nur der Liebste unter meinen Fritzen, aber jetzt bist Du mir überhaupt der Liebste.“

Einst und jetzt. Ueber frühere Gageverhältnisse der Berliner Schauspieler giebt ein Brief König Friedrich Wilhelms III. Aufschluß. Der König bewilligt in diesem an den Direktor des National-Theaters Iffland gerichteten Briefe einige Gehaltszulagen für die damaligen Hofschauspieler und bestimmt dieselben in folgender Weise: „Ich bestimme 1) vom 1. August dieses Jahres (1800) eine Gehaltserhöhung von Drei und Zwanzig Thalern zwölf Groschen wöchentlich, auf Sieben und Zwanzig Thaler zwölf Groschen wöchentlich für die Schauspielerin Unzelmann, von Achtzehn Thalern wöchentlich auf Zwanzig Thaler wöchentlich für den Schauspieler Unzelmann, von zwei Thalern wöchentlich auf Vier Thaler wöchentlich für die Schauspielerin Mehus, von Zwölf Groschen wöchentlich auf Drei Thaler wöchentlich für den Schauspieler Holzbecher und von Zwei Thaler wöchentlich auf Vier Thaler wöchentlich für den Kassen-Assistent Jakobi; 2) an Gratifikationen: Einhundert und Fünf und Siebzig Thaler für den Schauspieler Labes und Einhundert Thaler für die Schauspielerin Eigensatz.“ In gleichem Maße haben sich auch die Verhältnisse bezüglich der Autorenhonorare verändert. Eine für die Komposition der Oper „Die Geister-Insel“ bewilligtes Honorar von fünfhundert Thalern wird von Iffland als „ein so besonderer Schritt und ein „so auffallender Schritt“ bezeichnet, daß er in einem drei Folioseiten umfassenden Brief diese Extrabewilligung zu rechtfertigen sucht.

Streng nach Schillerscher Vorschrift. Intendant: „Mein lieber Regisseur, ich muß Sie doch bitten, bei Einstudierung klassischer Stücke sich genauer an die Vorschriften des Dichters zu halten. Wie ich mich selbst überzeugt habe, sollen nach Schillers Vorschrift in Wallensteins Tod die Pappenheimer Kürassiere mit gezogenen Gewehren auftreten und Sie haben dieselben gestern einfach nur mit Pallaschen auftreten lassen. Ich bitte mir aus, daß die Kürassiere das nächste Mal mit Mauser-Gewehren auftreten.“

Gezwungen. „Sie wollen also heiraten?“ Lebemann (stark verschuldet): „Ich nicht, aber meine Gläubiger wollen's!“

In der Menagerie. Aufseher: „Hier, meine Herrschaften, ein Elefant, seine Wiege hat in Indien gestanden!“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Ehestand — Wehestand. Hochzeitsgast (zum Trauzeugen): „Was sagte der Bräutigam zu Ihnen, als Sie ihm die Hand drückten?“ Trauzeuge: „Nichts hat er gesagt; der höchste Schmerz ist bekanntlich stumm!“

Geübter Blick. Graf: „ . . . Und was für ein Reisender ist denn das, der mich sprechen will?“ Johann: „Nach der Nase, Herr Graf, Weinreisender!“

Geographisches Versteckrätsel
von Paul Rieckhoff.

Bromberg Cisleithanien Ebernburg Lauenburg Manila Missunde Prenzlau Weischlitz Zillerthal.

In jedem der vorstehenden geographischen Namen ist ein zweiter Name aus der Geographie versteckt. Nach richtiger Ordnung der Wörter nennen die Anfangsbuchstaben der gefundenen Namen eine Republik.

Dreisilbige Scharade.

Im Ersten wird oft Dir Erquickung und Trost,
Es macht Dich zum Freunde, auch macht es erbost,
Du findest darin manch' dummes, viel kluges,
Eine Menge Wahrheit auch Bilder des Truges.
Die beiden andern bist selber Du,
Greifst Du — das thust Du täglich — dazu.
Das Ganze wirst Du an Pulten schauen,
Beschäftigt mit Schreiben und Federkauen.

Trennungsrätsel.

Vereint ist es ein schmaler Pfad,
Getrennt zumeist ein guter Rat.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Wortspielrätsels: **Thor**; des Rätsels: **Gleim, Leim.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz
Druck und Verlag von
Ibring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.